

Baha Güngör / Lale Akgün

Hüzün ... das heißt Sehnsucht

Wie wir Deutsche wurden
und Türken blieben



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0540-9

Copyright © 2020 by
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Petra Böhner, Köln
Typografie und Satz: Ralf Schnarrenberger, Hamburg Druck
und Verarbeitung: CPI books, Leck

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2020

Besuchen Sie uns im Internet: www.dietz-verlag.de

Einleitung 9

TEIL I – FRÜHLING 17

Erstes Kapitel

Abreise aus Istanbul 18

Zweites Kapitel

In Almanyā 27

Deutsch, Maria und Leberwurst 30

Deutschland ist so anders 34

Drittes Kapitel

Schulbeginn 37

Ich kann jetzt Deutsch, Herr Postulka 40

Viertes Kapitel

Deutschwerdung – Lehrjahre sind keine Herrenjahre 44

Im anderen Teil Deutschlands 50

TEIL II – SOMMER 57

Fünftes Kapitel

Loslassen können – zum ersten Mal weg von zuhause 58

Mein Weihnachtsmann hieß Baba Charduck 61

Sechstes Kapitel

Irgendwas muss man ja im Leben machen 65

Auch nur Menschen ... 67

Baklava fürs Herz 72

Elf Freunde 76

Parallele Lebenswelten 78

Siebtes Kapitel

Fremder Vater 81

Wie der Vater, so (fast) der Sohn 83

Achtes Kapitel

Medari İftiharimiz – erster türkischer Zeitungsvolontär in Deutschland 86

»Statt Kölsch fast nur noch türkisch« 88

Beşiktaş gegen Fortuna Köln – ein Fussballspiel mit Folge 92

Pendler 93

Neuntes Kapitel

Endlich Deutscher! 96

Wenn der Staat sich abseits hält 98

Jetzt ein Teil von mir? 100

Zehntes Kapitel

Gekommen um zu bleiben – ja und dann? 103

Kleinere und grössere Sünden deutscher Ausländerpolitik 105

Der Muslim in mir 112

Elftes Kapitel

Heimweh? 114

Eine Entscheidung: zurückgehen als deutscher Journalist 116

»Hans« muss lernen, sich zu integrieren 119

Zwölftes Kapitel

Einmal Türke immer Türke – für die Türkei 126

»Es ist nicht leicht, ein Türke zu sein« 129

Ich bin Journalist, kein Beamter 132

Dreizehntes Kapitel

Unter Nato-Partnern 140

Wachsende Ausländerfeindlichkeit und eine Freundschaft auf der Kippe 146

»Sie sorgen für viel Ärger, also werden Sie auch viel Ärger bekommen!« 152

TEIL III – HERBST 161

Vierzehntes Kapitel

Rückkehr ins deutsche Herzland 162

Hüzün, das heißt Sehnsucht ... 167

TEIL IV – GESPRÄCHE UNTER FREUNDEN IM WINTER 171

Lale Akgün – Baha mit meinen Augen 172

Baha und seine Besonderheiten 173

Baha und das liebe Essen 173

Börek mit Käse und Spinat 178

Bohneneintopf 179

Sarma: gefüllte Weinblätter in Olivenöl 181

Baha und die liebe Kultur 182

Der Lokalpatriot und seine Orte 187

Ist Deutschland (auch) meine Heimat oder nicht? 192

Gespräche im Winter mit Baha Güngör 197

Bilanz ziehen – ausgezogen aus Istanbul,
heißt das auch angekommen in Deutschland? 199

Zwei Seelen in der Brust – eine türkische und eine deutsche 204

Loyalität – der Schlüssel zur Erklärung der zwei Herzen 208

Eine ganz besondere Spezies, die jetzt ausgestorben ist –
die türkischen Ärztegattinnen 214

Die Sache mit Mesut Özil – das Persönliche wird auch politisch 217

Ein Resümee: was Freundschaft bedeutet 221

Was vom Leben übrig bleibt 226

Abschied von Baha 228

Anmerkungen 229

EINLEITUNG

Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter. Beim Gänsemarsch der Jahreszeiten kommt es vor, dass diese sich gegenseitig imitieren. In Deutschland muss man im Juni schon mal die Heizungen aufdrehen oder im Januar die kurzärmeligen Hemden aus den Tiefen der Kleiderschränke hervorkramen, jedenfalls im Rheinland, wo ich lebe.

Auch das Leben eines Menschen besteht aus vier Jahreszeiten: Kindheit und Jugend, das Erwachsensein mit seiner natürlichen Belastung, die die Verantwortung im beruflichen und privaten Leben mit sich bringt, das Älterwerden mit seinen Herbststürmen und Midlife-Krisen. Zum Schluss folgt das Alter mit dem aussichtslosen Kampf gegen den listigen, hinterhältigen und unberechenbaren Tod.

Doch im Leben eines Menschen wiederholen sich Jahreszeiten nicht. Das persönliche Schicksal, die Momente des Glücks und des Pechs, die Konsequenzen aus den eigenen Entscheidungen, aber auch aus den Entscheidungen und Vorgaben der Eltern, des persönlichen Umfelds sowie die charakterlichen Eigenschaften – sie bestimmen, ob die durchschrittene Jahreszeit gut oder schlecht war und welche Ziele für die kommenden Stufen des Lebens überhaupt gesteckt werden können.

Seit Menschengedenken gibt es aber auch Völkerwanderungen. Während Nomaden den Witterungsbedingungen folgen und mitsamt dem Vieh und den Nutztieren oft an ihre Ausgangspunkte zurückkehren, gibt es bei den großen Völkerwanderungen der Geschichte nie eine Garantie auf Rückkehr in die ursprünglichen Heimatregionen. Tyrannei, grausame Herrscher, Kriege oder auch die fehlende Aussicht auf ein würdiges Leben in Sicherheit zwingen die Menschen in ferne, unbekannte Gebiete. In ganz Europa blüht der Nationalismus wieder auf. Die Geschichte droht vielerorts, sich zum Leidwesen der Menschheit zu wiederholen. Vom Balkan bis tief in den Nahen und Mittleren Osten gibt es kein Land, kein Volk ohne kaschierte oder offenbarte Großmachtträume. Mit Schamröte im Gesicht hat die Geschichte die Völkermorde des 20. Jahrhunderts archiviert. Zwei brutale Weltkriege haben Milli-

onen Menschen zur Flucht gezwungen. Unbarmherzige Regime, gnadenlose Diktatoren oder Tyrannen haben ohne Rücksicht und ohne Furcht vor Gott Menschen unterdrückt oder in die Diaspora verscheucht.

Die Flüchtlinge aus Syrien und aus weiteren arabischen Ländern, aus Afrika oder aus Asien und der Umgang mit ihnen haben die Schönwetter-Demokratien in Europa schonungslos der Erosion ausgesetzt. Die Wertekataloge der Europäischen Union sind nur noch voller Muster ohne Wert. Drei Jahrzehnte nach dem Fall der Berliner Mauer und der unbarmherzigen DDR-Grenze mit Selbstschussanlagen gibt es neue Drahtzäune zwischen Ländern. Soldaten und Polizisten sowie faschistoide »Bürgerwehren«, die mit entscherten Waffen nach Schutz suchenden Menschen auf der Flucht vor dem Tod, vor Bürgerkriegen und dem Tod im Bombenhagel von allen Seiten die Hilfeleistung verweigern. Massen von Flüchtlingen ertrinken auf der Flucht im Meer und unbarmherzige Politiker versperren ihnen den Zugang zu rettenden Häfen an ihren Riviera-Küsten.

Im Gegensatz zu den heute unerwünschten Flüchtlingen aus den einstigen Spielwiesen weißer europäischer Herren war die zunächst temporär vorgesehene Einwanderung von einst als »Gastarbeiter« bezeichneten und von europäischen Nationalisten heute noch am liebsten als solche betrachteten Menschen vor allem aus der Türkei sehr willkommen. Deutschland brauchte unqualifizierte Arbeitskräfte, die willig waren und keine Vorurteile gegen Deutsche trotz der noch sehr frischen Erinnerungen an Hitler-Deutschland hegten. Keiner fragte sie nach ihrer Religion, nach ihren politischen Weltanschauungen, nach ihren Vorlieben oder ihren Tabus.

Am Anfang waren alle glücklich. Die Türkei freute sich über die Ausdünnung von Arbeitslosenheeren. Deutschland freute sich über die nicht viel fragenden, fleißigen, loyalen und kräftigen Arbeiter, die vor allem unter Tage, an Stahlöfen oder Fabriken im Dienste des »Wirtschaftswunders« schufteten und so zur Festigung des damals noch zerbrechlichen Wohlstands beitrugen. Die Familien in der Heimat freuten sich ebenso wie der wirtschaftlich marode türkische Staat über die Devisenüberweisungen. Die Betroffenen dankten Gott dafür, dass sie Arbeit hatten und zugleich ihren Familien und Verwandten in Anatolien zu einem besseren Leben verhelfen konnten.

Die schwere Last des Zwangs zum Leben in »Gurbet«, in der Fremde, nahmen die Menschen gottergeben hin. In der türkischen Sprache von da-

mals wurden sie als »Gurbetçi« bezeichnet, weil sie in der Fremde leben und arbeiten mussten. Für nationalistische und religiöse Türken heißen sie heute noch so. Modern orientierte und den zeitlichen Veränderungen angepasste Türken hingegen sprechen schon längst von »Göçmen«, Auswanderer. Ein »Gurbetçi« lebt mit dem Traum der Rückkehr. Ein »Göçmen« hingegen ist gekommen, um zu bleiben.

Der schwere, oft leidvolle Gang in die Fremde war in Anatolien nicht neu. Die Landflucht fußte auf der Hoffnung auf Arbeit und Brot in den türkischen Großstädten, weil die Landwirtschaft mit den explodierenden Bevölkerungszahlen nicht Schritt hielt. Das Ziel war, in der Fremde genug Geld zu verdienen, um sich und die zurückgebliebene Familie zu ernähren. Ein oft romantisierendes Motiv ist das Geldverdienen in der Fremde, um den »Brautpreis«¹ für die geliebte junge Frau im Dorf bezahlen zu können. Der Spruch, »Erde und Stein von Istanbul sind aus Gold«, – gemeint ist, dass das Geld in Istanbul auf der Straße liege – führte zur Explosion der Einwohnerzahlen nicht nur am Bosphorus. Auch andere Ballungszentren wie die Hauptstadt Ankara, Izmir an der Ägäis oder Bursa am Marmarameer verzeichneten immer mehr Zuwanderer aus dem eigenen Land.

Der Schweizer Schriftsteller Max Frisch, dessen Spruch, »man hat Arbeitskräfte gerufen und es kamen Menschen« viel zitiert wird, hatte wohl eher unbeabsichtigt den Nagel auf den Kopf getroffen. Er hatte nämlich mehr die italienischen Arbeitskräfte in der Schweiz und die damals befürchtete Überfremdung gemeint als die türkischen im benachbarten Deutschland. Besser hätte man die damals begonnenen Probleme nicht beschreiben können. Niemand interessierte sich für das, was der türkische Arbeitskollege am Fließband oder mit der Spitzhacke in der Zeche abends machte, was er aß, wo er betete oder welche Sorgen ihn plagten. Türken waren als Arbeitskräfte interessant, nicht als Menschen. Sie sollten und wollten ja auch nach ein paar Jahren zurückkehren, wenn sie genug Geld für Ackerland, für ein Lebensmittelgeschäft in der Heimat, für die Hochzeit mit den wartenden Bräuten oder auch für die Ausbildung der eigenen Kinder und für die der Verwandten gespart hatten.

Doch aus der anvisierten Rückkehr in die Heimat mit genug Erspartem für ein besseres Leben als zuvor wurde für die meisten »Gastarbeiter« nichts. Das Leben ging zwar auf gepackten Koffern oder zugeschnürten Kartons

auf den Kleiderschränken in den Wohn- und Schlafzimmern in engen Wohnungen weiter. Aber der Absprung wurde mit den Jahren noch schwerer. Es wurde geheiratet, es kamen Kinder auf die Welt und die Rückkehr wurde Jahr für Jahr verschoben. Statt Abreise gab es jedes Jahr einen weiteren dicken Stempel von den deutschen Ausländerbehörden mit weiteren, zumeist einjährigen Verlängerungen der Aufenthaltserlaubnisse, die aber selbständige gewerbliche Tätigkeiten untersagten.

Die Gründe für die Abschottung der neuen Gastarbeiter, für die Bildung von Wohnghettos, waren von Beginn an bekannt, doch man machte sich keine großen Gedanken darüber. Heute darf sich auch keiner mehr darüber wundern, dass inzwischen viele, vor allem aber orientierungslose, ursprünglich aus der Türkei stammende Menschen ihre neuen Helden und ihr eigenes Führungspersonal haben, denen sie mehr Aufmerksamkeit und Glauben entgegenbringen als den deutschen Politikern im Bund und in den Ländern.

Ursprünglich wollte ich dieses Buch mit dem Titel »Drei Jahreszeiten im Niemandsland« schreiben. Es sind die drei bislang bewusst erlebten drei Jahreszeiten meines Lebens. Wie wird sich Deutschland weiterentwickeln? Wird es zunehmend nationalistischer und radikaler? Was wird aus der Türkei? Wird sie endgültig zu einer Diktatur? Oder zu einem Gottesstaat? Wird sie die Wirren des Wechsels von der pluralistischen Demokratie zu einem Präsidialsystem als Einheit überstehen? Oder fällt sie auseinander wie etwa das einstige Jugoslawien nach dem Zusammenbruch der bipolaren Weltordnung?

Die drei Jahreszeiten meines Lebens in beiden Ländern, in beiden Kulturen, zwischen allen Stühlen und auf allen Brücken über tiefe Kluften haben zu einer Erkenntnis geführt: Wenn ich in eine Waagschale die Heimat lege und in die andere die Fremde, dann weiß ich inzwischen nicht mehr, auf welcher Seite Deutschland und auf welcher die Türkei ist. Deutschland hätte eine gute Heimat werden können. Nicht nur für mich, sondern für alle, die hier als »integriert« gefeiert und gelobt werden.

Doch das ist an meiner enormen Enttäuschung über den Umgang mit Schutzbedürftigen, über den rasanten Aufstieg des von der AfD geprägten und vertretenen Neo-Nationalismus und über die anhaltende Weigerung, Menschen mit Migrationshintergrund auf Augenhöhe anzuerkennen, sehr schwer geworden. Dabei war ich über Jahrzehnte der denkbar deutscheste Türke im Rheinland.

Wo ist die Heimat? Wo ist »Gurbet«, die Fremde? Beide Länder, die Türkei und Deutschland, können beides sein. Der Gedanke daran, dass am Ende Heimat und Fremde sich zu einer ungenießbaren Plörre vermischen und von all den durch alle drei Jahreszeiten des Lebens hindurch geträumten Träumen nichts mehr übriglassen, verleiht der Sehnsucht eine alles überragende Übermacht. Die Sehnsucht nach der Vergangenheit, nach den schönen Zeiten mit Menschen, die es nicht mehr gibt, nach Städten, die inzwischen ganz anders aussehen, führt unweigerlich zu Schwermut, zur Resignation oder zur Aufgabe von Hoffnungen, was in der türkischen Sprache unter den Begriff »Hüzün« fällt. In der musikalischen Melancholie kann Hüzün die Sehnsucht nach den Augen oder nach der Stimme von Menschen beschreiben, die nicht mehr leben oder in unerreichbarer Ferne sind.

In den ersten beiden Jahrzehnten der »Gastarbeiter«-Einwanderung legte sich »Hüzün« abends auf die Gemüter der Gastarbeiter nicht nur in ihren Schlafsälen, in denen sie in zahlreichen Doppelbetten auf die nächste Schicht warteten und zu schlafen versuchten. Kleine zerkratzte Schallplatten mit Liedern aus der Heimat drehten sich unaufhörlich auf den Tellern von billigen Schallplattenspielern. In den Bahnhofsgaststätten trafen sie sich, um ein Bier zu trinken und dabei die Gleise im Blick zu behalten, über die sie nach »Almanya« gekommen waren. Anatolierinnen, die in anderen Fabriken, in Textilbetrieben oder in den Reinigungskolonnen von Krankenhäusern oder Bürogebäude arbeiteten, kochten nach Feierabend Gerichte aus der Heimat, tauschten Rezepte aus, sangen gemeinsam Lieder der Sehnsucht und weinten dazu gemeinsam. Einige dieser Gerichte und Lieder will ich Ihnen, geneigte Leserin, geneigter Leser, hier und da im Laufe der Lektüre vorstellen, damit Sie, wenn Sie mögen, auch schmecken und hören können, was ich mit Hüzün meine und spüren, wie sehr das Herz bei diesem Thema involviert ist.

Im Frühling sowie im Frühsommer meines Lebens bewegte ich mich zu meist im »Niemandland« zwischen Deutschland und der Türkei, zwischen den Demarkationslinien beider Kulturen und Religionen. Somit hatte ich Einblick in beide Welten hinter den hohen Mauern, die beide Seiten mit den Jahren immer dicker, höher und undurchdringlicher hochgezogen hatten. Es gab sehr wenige bikulturelle Türken, die die geheimen Passierpfade kannten, die in beide Welten führten. Vorurteile, Klischees sowie Abneigung, Xenophobie und gar Hass auf die andere Seite verschlossen den Gang um die Mauern

herum. Die deutschen und die türkischen Welten weit weg von der Türkei waren für sich genommen in Ordnung. Solange niemand sich für die andere Seite interessierte und gar versuchte, Lage und Entwicklungen in seinem Sinne zu beeinflussen. Genau an diesem Punkt wurde aber abseits des öffentlichen Interesses die Saat gesät, die viele Jahre, gar Jahrzehnte später die Integrationsbemühungen erheblich erschweren, Missverständnisse schüren und auch Hass und Abneigung nähren sollte.

Bemühungen des aufeinander Zugehens gab es immer wieder. Kirchen zum Beispiel bemühten sich mit Organisationen wie »Woche der ausländischen Mitbürger«, die Menschen zueinander zu führen. Doch sowohl die Deutschen als auch die Türken waren überfordert, die Welten, die Gedanken, Mentalitäten oder Emotionen der Anderen zu verstehen und einzuordnen, geschweige denn daraus zu lernen. Alleine die allgemeine Feststellung, Italiener, Spanier, Portugiesen und Griechen hätten sich ja gut integriert, nur die Türken hätten das nicht geschafft, zielt an den Problemen vorbei. Portugiesen, Spanier, Italiener und Griechen sind Christen. Somit haben die Kirchen für sie einen ganz anderen Stellenwert – und umgekehrt. Getoppt hat Alt-Bundespräsident Joachim Gauck die Unwissenheit über die wahren Hintergründe, warum die erste Generation immer noch schlecht bis sehr schlecht Deutsch spricht². Es waren Arbeitskräfte, die nicht nach ihrer Bildung oder Qualifizierung, sondern nach ihren Stärken wie Muskelkraft, Ausdauer und körperliche Unversehrtheit ausgesucht worden waren. In menschenunwürdigen Auswahlverfahren, in deren Verlauf die Männer – bis auf die Unterhose ausgezogen – auch schon mal mit Nummern, die mit Filzstiften auf ihre Körper geschrieben waren, an den Wänden entlang auf ihre Gesundheitskontrollen warteten. Nach ihren Schulabschlüssen und Leistungen in den Unterrichtsfächern wurden sie nicht gefragt. Nicht einmal danach, ob sie überhaupt lesen und schreiben konnten. Es gibt unzählige Beispiele dafür, dass Türken am Ende Türken geblieben sind, obwohl sie dachten, sie seien zu Deutschen geworden. Versuche, über die Integration hinaus die Verhaltensweisen, die Bräuche, Traditionen der Deutschen zu übernehmen, scheiterten zumeist spätestens bei der Frage: »Wie fühlst du dich? Als Deutscher? Als Türke?«

Ein absoluter Liebeskiller in den Beziehungen der Türken zu deutschen Freundeskreisen ist auch die Feststellung: »Du siehst gar nicht wie ein Türke aus. Bist ja auch gut integriert.« In den Debatten etwa nach Terroranschlä-

gen von Islamisten ist die Aufforderung an die Moslems, sich von den Gewalttaten öffentlich und glaubhaft zu distanzieren, zumeist der Tropfen, der das Glas zum Überlaufen bringt und Türken, die sich in Deutschland zu Hause fühlen, verzweifeln lässt.

Dieses Buch ist eine Sammlung von Sehnsüchten, unerfüllten Hoffnungen und dennoch nicht aufgegebenen Erwartungen an die künftigen Generationen. Dass sich Türken in Deutschland wie die Italiener in Amerika als Amerikaner fühlen, aber ihre Sehnsüchte nach Bella Italia pflegen, ohne sich zu entfremden, wird vielleicht in zwei bis drei Generationen möglich sein. Ebenso wie es möglich geworden ist, dass Deutschstämmige in fernen Ländern südlich des Äquators zu Weihnachten irgendwo unter der sengenden Wüstensonne Weihnachtsbäume schmücken und dann darunter »I'm dreaming of a white Christmas« oder »Leise rieselt der Schnee« singen.

Dies ist kein Buch mit dem Anspruch, eine »Roadmap« zur perfekten Integration zu sein. Dieses Buch ist ein Erfahrungsbericht eines Mannes, der beide Welten kennt und in beiden Welten gelebt hat. Jemand, der als türkisches Kind in Deutschland angekommen ist mit der Hoffnung, als Erwachsener ein Deutscher zu werden. Der am Ende aber erkennen musste, dass es nicht geklappt hat.

Teil I

Frühling

ERSTES KAPITEL

Abreise aus Istanbul

Oktober 1961 in Istanbul. In unserem Viertel Doğancılar im Stadtbezirk Üsküdar läuft alles in geordneten Bahnen. Alles? In unserer Straße, »Şair Naili Sokak«, ist seit einigen Tagen kaum noch etwas »normal«. Alle sind sehr lieb zu mir. Die älteren Tanten und Onkel aus der Nachbarschaft streicheln mir öfters als sonst über das Haar. Ihre Kinder teilen öfters als sonst ihre Süßigkeiten mit mir. Die älteren Jungs schnappen mir meinen Ball nicht mehr weg und lassen meine Murmeln in Ruhe. Sie wissen alle: Bald wird es mich hier nicht mehr geben. Ich gehe nach Deutschland, nach »Almanya«. Viele Kinder beneiden mich. Die Mädchen listen fleißig alles auf, was ich ihnen beim ersten Besuch mitbringen soll. Die Jungs wollen Fußballschuhe, Lederbälle und Stutzen. Die Mädchen irgendwelche Sachen zum Anziehen.

Ayşe vom Haus schräg gegenüber ist meine damalige Kinderliebe. Sie ist elf wie ich. Ich will von ihr wissen, ob sie mich heiraten wird, wenn ich es in Deutschland zu etwas gebracht habe. Sie lächelt. In den Filmen, die sie gesehen habe, sei kein Mann seiner Freundin treu geblieben, wenn er weit weg gezogen war. Auf dem Weg nach Hause geht sie mit einer Armlänge Abstand neben mir, vielleicht aus Angst vor ihrem Vater, Onkel Sabri. Er ist ein sehr guter, fleißiger Mensch, transportiert mit seinem kleinen Lkw aus den 1940er-Jahren, der aussieht wie die Lkws der Wehrmacht in den Kriegsfilmern, irgendwelche Lasten, Möbel und Geräte. So ernährt er seine Familie. Er drückte mir die Kurbel seines Fahrzeugs in die Hand, ich solle mal fest drehen und den Motor anspringen lassen. Hoffnungsloser Fall. Dann sagte er mir, wenn ich das schaffe, dann werde er es sich überlegen mit seinem Segen für unsere Vermählung.

Es war alles so herzlich damals in unserem Viertel. Nicht anders als in unzähligen Straßen Istanbuls oder den Dörfern und Städten Anatoliens, von denen aus die Menschen in die »Fremde« gingen – nach »Gurbet«. Nach meiner Abreise aus Istanbul habe ich Ayşe nie wiedergesehen. Wie viele Millionen Ayşes haben vergebens auf die Männer gewartet, die ihnen ewige Treue versprochen? Die meisten von ihnen verschwanden in der Versenkung dieser fernen »Fremde«.



**Baha Güngör, Oma, Mutter,
im Hinter- und Vordergrund:
Nachbarn.**

Meine Oma hieß auch Ayşe, sie stand in diesen Tagen unter Dauerstress. Opa war ein paar Monate zuvor verstorben. So musste sie alles alleine stemmen, die Wohnung auflösen, die Reise vorbereiten. Nachbarn und Verwandte waren ständig bei uns, um zu helfen. Oma wird erstmals seit ihrer Flucht aus Bosnien wieder nach Europa reisen. Diesmal aber wird sie nicht mit ihrer Familie zu Fuß und im Ochsenkarren vom Balkan ins Osmanische Reich flüchten, um ihr Leben zu retten. Die Balkan-Kriege, die Millionen Menschen zu Flüchtlingen machten, sind schon längst Geschichte. Diesmal wird ein Zug uns nach »Almanya« bringen, wo meine Mutter mit ihrem zweiten Mann seit drei Jahren lebt. Und ich lebe schon so lange bei meiner Oma.

Inzwischen habe ich auch mein erstes »Diploma« erhalten, mein Abschlusszeugnis von der fünfjährigen Grundschule. Darauf hatte meine Oma noch gewartet, damit meine schulische Grundausbildung nicht abgebrochen wird wie bei Hunderttausenden »Gastarbeiterkindern«. In den entlegenen Regionen Anatoliens waren Schulen nicht einfach zu Fuß erreichbar wie hier in Istanbul. Noch heute müssen kleine Kinder oft viele Kilometer laufen, um

zur Schule zu gelangen. Ich musste als Kleinkind auch nicht auf den Äckern arbeiten, Schafe hüten und mit anpacken, um der Familie zu helfen. Ich konnte mich voll auf die Schule konzentrieren. Ich gehörte somit zu den gebildeten Schichten auf der Schokoladenseite der türkischen Gesellschaft.

Die wenig bis gar nicht gebildeten Menschen aus Anatolien sollte ich erst später in Deutschland kennenlernen. In Istanbul verirrteten sich ganz wenige von ihnen in unseren Bezirk. Höchstens als Tagelöhner auf Baustellen. Sie sprachen für mich schwer verständliche Dialekte oder eine ganz andere Sprache. Es war Kurdisch. Die Sprache eines Volkes, das damals angeblich nicht existierte. Damit sollte ich mich zweieinhalb Jahrzehnte später als Journalist beschäftigen. Jetzt als Kind auf dem Sprung nach »Almanya« war das kein Thema für mich. Kurden waren für mich auch Türken, weil alle Menschen, die in der Türkei lebten, Türken waren – oder zu sein hatten.

Einige dieser tollpatschig und verloren agierenden Anatolier trafen wir im Zug nach Deutschland. Sie waren die ersten »Gastarbeiter«, die noch vor der Unterzeichnung des deutsch-türkischen Anwerbeabkommens vom 31. Oktober 1961 nach Deutschland aufgebrochen waren. Alle hatten das eine gemeinsame Ziel: In der »Fremde« Geld zu verdienen und so viel wie möglich davon



**Nachbarskinder in Istanbul.
Baha: vorne rechts.**